Edith Petschnigg

Generationen im jüdisch-christlichen Dialog nach 1945

Von der Vergangenheitsbewältigung zu einem Dialog auf Augenhöhe?

DEUTSCH

ABSTRACT

In der Geschichtsschreibung nach dem Zweiten Weltkrieg und der Schoah wurde das Generationenmodell im Sinne einer erfahrungsgeschichtlichen Kategorie vielfach genutzt, um Geschichte zu strukturieren. Dieser Beitrag stellt den jüdisch-christlichen Dialog von Basisgruppen in Deutschland und Österreich nach 1945 in den Mittelpunkt und postuliert, dass auch DialogakteurInnen Generationen bilden und diese sich als Erfahrungsgemeinschaften charakterisieren lassen, deren jeweilige gemeinsamen Erfahrungsfelder prägend für ihr Engagement im Dialog waren bzw. es nach wie vor sind.

ENGLISH

The structure of historical narratives after the Second World War and the Shoah are often based on the generations model as a category of historical experience. This article focuses on the Jewish-Christian dialogue in discussion groups in Germany and Austria after 1945 and posits that dialogue participants can represent different generations in the form of communities of shared experience. These common experiences determined their engagement in dialogue and still continue to do so.

BIOGRAPHY

Edith Petschnigg ist Historikerin und promovierte Theologin und als Post-Doc-Universitätsassistentin am Institut für Alttestamentliche Bibelwissenschaft der Karl-Franzens-Universität Graz tätig.
E-Mail: edith.petschnigg@uni-graz.at

KEY WORDS

Deutschland; Erfahrungsgemeinschaft; Generationen; Geschichte nach 1945; Interreligiöser Dialog; Österreich

„Es geht von Generation zu Generation, das finde ich wichtig und hoffnungsvoll“ (Interview Rudnick) – dieses Zitat der evangelischen Theologin Ursula Rudnick, Geschäftsführerin und Studienleiterin des Vereins *Begegnung – Christen und Juden Niedersachsen*, zur *Internationalen Jüdisch-christlichen Bibelwoche*, einst Bendorf, heute Georgsmarienhütte, zeigt paradigmatisch, dass der Generationenbegriff zur Analyse des jüdisch-christlichen Gesprächs von zentraler Bedeutung ist. Der jüdisch-christliche Dialog an der Basis nach 1945 ist kein statisches Geschehen, sondern ein dynamischer Prozess. Das Konzept der Generationen wird von DialogakteurInnen vielfach genutzt, um den Wandel, den der Dialog in den Jahrzehnten seines Bestehens vollzog, beschreiben und verstehen zu können. Vorliegender Beitrag möchte sich daher anhand des Generationenmodells auf die Spur von AkteurInnen des Dialogs begeben und ihre jeweiligen, generationsspezifischen Zugänge erhellen.

Zur Polyvalenz des Generationenbegriffs

In Anknüpfung an Kurt Lüscher lassen sich im Wesentlichen drei wissenschaftliche Generationendiskurse unterscheiden:

1. der genealogische Diskurs, der auf die menschliche Verankerung in familiären Strukturen rekurriert und meist als der grundlegende angesehen wird,
2. der pädagogische Diskurs, der sich auf die Vermittlung von Wissen von Älteren an Jüngere bezieht, und
3. der soziokulturell-historische Diskurs, der die Verarbeitung von gemeinsamen Erfahrungen, insbesondere von prägenden Ereignissen wie Krisen, Kriegen und kollektiven Traumata, zum Gegenstand hat (vgl. Lüscher 2005, 54–56).

Der Begriff der *Generation* ist somit alles andere als uniform und eindimensional. Seine Polyvalenz versucht Sigrid Weigel durch ein In-Beziehung-Setzen von biologisch-demographischem Geschehen und kulturgeschichtlichen Prozessen zu fassen:

„Insofern verbirgt sich im Begriff der Generation immer schon ein komplexes Zusammenspiel von Natur und Kultur, markiert die Generation doch die Schwelle zwischen Entstehung und Fortgang, zwischen Ab-

stammung und Erbschaft, zwischen Prokreation und Tradition, zwischen Herkunft und Gedächtnis“ (Weigel 2003, 179).

Seit dem 19. Jahrhundert entwickelte sich zunehmend ein Generationenverständnis, das die traditionelle genealogische Bedeutung in den Hintergrund treten ließ. An ihre Stelle traten naturwissenschaftliche, kultur- und geschichtswissenschaftliche Konzepte (vgl. Weigel 2003, 208). Gegenwärtig bezieht sich die Mehrzahl der Generationenkonzepte auf den Erfahrungsbegriff, um generationelle Vergemeinschaftungsvorgänge zu deuten. Generationen werden demnach als Erfahrungsgemeinschaften verstanden, die gemeinsame Erlebnisse und Ereignisse kollektiv verarbeiten (vgl. Jureit 2006, 13–14). Nicht nur, aber insbesondere einschneidende historische Zäsuren wie Revolutionen oder Weltkriege gelten als generationsstiftend. Menschen fühlen sich durch ähnliche Erfahrungen, die generationell sehr verschieden gelagert sein können, miteinander verbunden und suchen gemeinsam nach Verarbeitungs- und Deutemöglichkeiten. Vor allem im Ersten Weltkrieg sieht die Forschung ein signifikantes Beispiel für die Konstruktion eines Zusammenhangs von historischen Ereignissen und Generationenbildung (vgl. Jureit 2006, 42).

Generationen werden als Erfahrungsgemeinschaften verstanden, die gemeinsame Erlebnisse und Ereignisse kollektiv verarbeiten.

Prägend für diese Konzeption ist zudem eine Theorie der *politischen Generationen*, die Helmut Fogt im Anschluss an Karl Mannheims impulsgebende Schrift *Das Problem der Generationen* (1928) im Jahr 1982 vorlegte. Eine politische Generation wird dieser Theorie zufolge durch die Mitglieder einer Altersgruppe konstituiert, die in der Zeit ihres Heranwachsens „mit bestimmten Schlüsselereignissen“ konfrontiert sind, deren Erleben sich eindeutig von anderen Alterskohorten unterscheidet (vgl. Herbert 2003, 96–97).

Für die Analyse des jüdisch-christlichen Dialoggeschehens nach 1945 – im Fokus stehen Gesprächsinitiativen an der Basis in den beiden postnationalsozialistischen Ländern Deutschland und Österreich – erweisen sich historische politische Generationenkonzepte, so das Postulat des vorliegenden Beitrages, als am tragfähigsten. Einleitend seien daher zunächst geschichtswissenschaftliche Zugänge zum Generationendiskurs näher dargelegt.

Zum Generationenkonzept in der Geschichtswissenschaft

Das Konzept der Generationen erfährt in den verschiedensten Wissenschaftsdisziplinen zunehmend eine Konjunktur (vgl. Weigel 2003, 177). Seit dem Beginn der wissenschaftlichen Generationenforschung in der Mitte der 1920er-Jahre greift auch die Historiographie auf das Modell zurück, Prozesse historischen Wandels mittels des Begriffs der Generation zu interpretieren (vgl. Schulz/Grebner 2003, 2). Das Paradigma der Generationenbildung trägt in der Geschichtswissenschaft seitdem dazu bei, Geschichte zu strukturieren, zu beschreiben und zu erklären (vgl. Jureit 2006, 53).

Der Begriff der Generation: Annäherung an eine schillernde Kategorie

Wie lässt sich, geschichtswissenschaftlich verstanden, nun der Begriff der Generation konkret fassen? Der französische Historiker Marc Bloch, der im Frankreich der Zwischenkriegszeit gemeinsam mit Lucien Febvre die Annales-Geschichtsschreibung begründete und heute als einer der wichtigsten Wegbereiter einer kritischen Geschichtswissenschaft gilt (vgl. Schöttler 2002, VII), charakterisiert das, was eine Generation ausmacht, als „gemeinsame Prägung, die vom gleichen Alter herrührt“ (Bloch 2002, 201). Sozialisationsprozesse in einem ähnlichen sozialen Umfeld trügen demnach zur Herausbildung ähnlichen Verhaltens bei, das sich von demjenigen anderer Altersgruppen vielfach deutlich unterscheide. Gleichwohl gibt Bloch zu bedenken, dass Gesellschaften selten homogen sind, sondern sich von Milieu zu Milieu durchaus sehr unterscheiden, zudem Stadt-Land-Unterschiede zu berücksichtigen seien und sich generationeller Wandel ungleichzeitig vollziehen könne (vgl. Bloch 2002, 202).
Schon allein hieraus wird deutlich, dass eine Definition eines geschichtswissenschaftlichen Generationenbegriffs immer nur eine Annäherung an eine schillernde Kategorie sein kann. Auch die Abgrenzung zwischen den einzelnen als Generationen ausgemachten Gruppen ist diffizil. Zudem ist die zeitliche Dauer charakteristischer generationeller Verhaltens- und Handlungsweisen nicht einheitlich: „Es gibt in der Geschichte lange und kurze Generationen“, wie Marc Bloch konstatiert (Bloch 2002, 202). So versteht es sich fast von selbst, dass Generationen keine voneinander abgeschlossenen Entitäten darstellen, sondern sich überlappen und wechselseitig beeinflussen können (vgl. Bloch 2002, 202–203; Jureit 2006, 40–41).

Obwohl Bloch auf die Ambiguität des Generationenbegriffs verweist, sieht er in ihm dennoch ein außerordentliches Potenzial für die Geschichtswissenschaft:

> *„Der Generationenbegriff ist äußerst dehnbar, wie jeder Begriff, der Menschliches unverzerrt auszudrücken versucht. Er wird aber auch Tatsachen gerecht, die wir als sehr konkret bezeichnen. Schon seit langem wird er gleichsam instinktiv in Forschungsrichtungen verwendet, die sich von Natur aus mehr als alle anderen den alten Einteilungen nach Herrschafts- und Regierungszeiten widersetzen, wie etwa die Geistesgeschichte oder die Kunstgeschichte. Vielleicht könnte er in zunehmendem Maße einer rationalen Analyse der wechselvollen Geschichte der Menschheit ihre erste Maßeinheit bieten“* (Bloch 2002, 203).

Blochs Empfehlung für zukünftige Forschungen – der jüdische Historiker selbst wurde im Juni 1944 als Angehöriger der Résistance nahe Lyon von der Gestapo erschossen (vgl. Le Goff 2002, IX) – scheint in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg auf fruchtbaren Boden gefallen zu sein.

Das Generationenmodell erfährt in der Geschichtswissenschaft seit einigen Jahrzehnten zunehmende Aufmerksamkeit.

Das Generationenmodell erfährt in der Geschichtswissenschaft seit einigen Jahrzehnten „zunehmende Aufmerksamkeit“ (Lüscher 2005, 53), um nicht zu sagen eine „Renaissance“ (vgl. Schulz/Grebner 2003). Es dient vielfach der retrospektiven Periodisierung von Geschichte und findet seinen Ausdruck daher nicht nur in der Beschreibung, sondern auch in der Zählung von Generationen, etwa in der Rede von einer ersten, zweiten oder dritten Generation. Dieses Phänomen der Geschichtsstrukturierung durch Generationenzählung findet sich bekanntermaßen vor allem in der Geschichtsschreibung nach dem Zweiten Weltkrieg und der Schoah (vgl. Weigel 2003, 178).

Generationen im jüdisch-christlichen Dialog nach 1945

Im Folgenden möchte ich auf das oben genannte Modell der Geschichtsperiodisierung durch Generationenbildung zurückgreifen und folge der in der historischen Forschung üblichen Terminologie, die unter der *ersten Generation* all jene Personen versteht, die in der Zeit des Nationalsozialis-

mus entscheidungsfähige Erwachsene waren (oder, so möchte ich ergänzen, zumindest als Jugendliche alt genug waren, um bewusste Erinnerungen an diese Jahre zu haben und vor 1933 geboren wurden), weiters unter der *zweiten Generation* diejenigen, die entweder noch in der NS-Zeit oder in den Nachkriegsjahren zur Welt kamen, und unter der *dritten Generation* diejenige Personengruppe, die sich als die Enkelgeneration der Kriegsgeneration fassen lässt (vgl. Reck 2018, 68). Hinzufügen möchte ich diesem klassischen Drei-Generationen-Schema eine *vierte Generation* und damit all jene zu fassen versuchen, die heute Jugendliche oder junge Erwachsene sind und als Urenkelgeneration im Bezug auf die erste Generation gesehen werden können.

Jüdisch-christliche Basisgruppen, die einander niederschwellig begegnen

Die folgenden Ausführungen stützen sich auf die Ergebnisse meiner Dissertation, die im Rahmen eines durch den Österreichischen Wissenschaftsfonds (FWF) geförderten Einzelforschungsprojektes in den Jahren von 2012 bis 2015 an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Karl-Franzens-Universität Graz entstand (vgl. Petschnigg 2018).[1] Im Zentrum meiner Untersuchung standen jüdisch-christliche Basisgruppen, die einander niederschwellig begegnen. Exemplarisch wurden vier Dialoginitiativen in Deutschland und Österreich mit jahrzehntelanger Tradition erforscht, wobei zwei dieser Initiativen bereits der Geschichte angehören (vgl. zum folgenden Überblick auch Petschnigg 2017):

- die *Jüdisch-Christliche Bibelwoche* in Bendorf am Rhein (1969–2003) bzw. in Georgsmarienhütte (seit 2004): Die *Jüdisch-Christliche Bibelwoche* von Bendorf am Rhein ist *die* Pionierinitiative der jüdisch-christlichen Begegnung im Deutschland der Nachkriegszeit (vgl. Koeppler 2010). Im Zentrum der 1969 von der Leiterin des *Hedwig-Dransfeld-Hauses* Anneliese Debray und britischen Rabbinatsstudenten, darunter der spätere Bibelwissenschaftler und Direktor des Londoner *Leo-Baeck-Colleges* Jonathan Magonet, gegründeten Initiative stand und steht das gemeinsame Studium der Hebräischen Bibel, deren Bücher im Sinne einer *lectio continua* gelesen werden. Nach der Schließung des Veranstaltungsortes *Hedwig-Dransfeld-Haus* fand die Dialogveranstaltung im Jahr 2004 in der Bildungsstätte *Haus Ohrbeck* in Georgsmarienhütte bei Osnabrück eine neue Heimat.

1 Das FWF-Projekt „Die Rolle der Hebräischen Bibel im ‚jüdisch-christlichen' Dialog in Deutschland und Österreich nach 1945" war unter der Leitung von Univ.-Prof. Dr. Dr. h. c. Irmtraud Fischer von Oktober 2012 bis September 2015 am Institut für Alttestamentliche Bibelwissenschaft der Karl-Franzens-Universität Graz angesiedelt.

- die *Österreichische Christlich-Jüdische Bibelwoche* in Graz (1982–2007): Nach Vorbild der Bendorfer Woche wurde 1982 ihr österreichisches Pendant, die *Österreichische Christlich-Jüdische Bibelwoche*, ins Leben gerufen. Der Veranstaltungsort der Dialoginitiative, die bis 2007 existierte, war das *Bildungshaus Mariatrost* in Graz. Ebenso wie die Bendorfer Studienwoche für Deutschland Pioniercharakter hatte, besaß diesen die Grazer Bibelwoche für den österreichischen Kontext. Die *Österreichische Christlich-Jüdische Bibelwoche* entstand auf Initiative der Grazer Historikerin und Erwachsenenbildnerin Erika Horn und ist ein Resultat ihrer jahrzehntelangen Auseinandersetzung mit ihrer eigenen NS-Vergangenheit.

Österreichische Christlich-Jüdische Bibelwoche, *1990er-Jahre (Privatsammlung Hildegard Heufken)*
Foto (vom Foto): Edith Petschnigg

- das *Christlich-Jüdische Ferienkolleg* in Nettetal, Aachen und Baesweiler-Puffendorf (1983–2012): Initiiert und getragen wurde die Begegnungsinitiative durch den katholischen Theologen und langjährigen Direktor der Bischöflichen Akademie Aachen, Hans Hermann Henrix, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, den Dialog zwischen Judentum und Christentum sowohl wissenschaftlich zu bedenken als auch praktisch zu verwirklichen. Ähnlich wie die Grazer Dialoginitiative war das *Christlich-Jüdische Ferienkolleg*, das bis 2005 jährlich im Eva-Kleinewefers-Haus in Nettetal am Niederrhein und nach Schließung dieses Bildungshauses die letzten Jahre seines Bestehens an unterschiedlichen Veranstaltungsorten des Bistums Aachen stattfand, nach Rahmenthemen auf biblischer Grundlage ausgerichtet.

- die *Christlich-Jüdische Sommeruniversität* in Berlin (seit 1987): Ein weiterer Ort, an dem der jüdisch-christliche Dialog Verwirklichung fand, war das *Institut Kirche und Judentum* an der Berliner Humboldt-Universität unter der mehr als drei Jahrzehnte währenden Leitung des evangelischen Neutestamentlers Peter von der Osten-Sacken. Seit 1987 findet auf seine Initiative hin eine internationale jüdisch-christliche Studienwoche statt. Die in der Regel im Zwei-Jahres-Rhythmus stattfindende *Sommeruniversität* wurde nach der Pensionierung von Peter von der Osten-Sacken im Jahr 2007 mit strukturellen Veränderungen fortgeführt, wobei die Beschäftigung mit biblischen Texten durch alle *Sommeruniversitäten* hindurch präsent blieb.

Sowohl schriftliche Quellen als auch 115 Oral-History-Interviews mit InitiatorInnen, ReferentInnen und TeilnehmerInnen dieser Initiativen dienten als Grundlage der historisch-theologischen Analyse der vier ausgewählten Dialoginitiativen. Es wurde darauf geachtet, möglichst Teilnehmende und Vortragende aus allen vier Dialoginitiativen in quantitativ ähnlicher Stärke zu Wort kommen zu lassen. Darüber hinaus war für die Wahl der InterviewpartnerInnen wesentlich, dass sowohl jüdische als auch christliche Stimmen im ausgewählten Personenkreis repräsentiert sind.[2] Einige dieser Stimmen sollen im Folgenden zu Gehör gebracht werden, um der Frage nach der Generationenbildung im jüdisch-christlichen Dialog auf die Spur zu kommen.

Die erste Dialoggeneration

Nach der Schoah war das Zustandekommen einer jüdisch-christlichen Begegnung in Deutschland und Österreich alles andere als selbstverständlich. Galt dem Religionshistoriker Gershom Scholem das deutsch-jüdische Gespräch als „Mythos“, das er in der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg als in seinen Anfängen erstorben, als nie zustande gekommen ansah (vgl. Scholem 1964), ist es umso bemerkenswerter, dass dieses in den Nachkriegsjahrzehnten letztendlich trotz – oder gerade wegen – der Last der Geschichte an manchen Orten Deutschlands Gestalt annahm. Ähnliches gilt mit zeitlicher Verzögerung für Österreich. Erst ein gemeinsamer thematischer Ausgangspunkt – die Hebräische Bibel als verbindende Gesprächsgrundlage – machte jüdisch-christliche Zusammenkünfte in diesen Ländern überhaupt möglich.

2 Alle Interviews wurden von der Verfasserin im Rahmen des FWF-Projektes durchgeführt, transkribiert und ausgewertet.

Dass jüdisch-christliche Begegnungen nach 1945 in Deutschland und Österreich zustande kamen, wurde von vielen daran Beteiligten als Wunder beschrieben. Die Last der Geschichte war vor allem in den Anfangsjahren unmittelbar präsent und stellte eine wesentliche Hintergrundfolie des Dialogs dar. Für Rabbiner Jonathan Magonet, den Mitbegründer der *Bendorfer Bibelwoche*, gehörten von Anfang an drei Komponenten wesentlich zum Dialoggeschehen, wenngleich diese – je nach zeitlicher Phase – in unterschiedlicher Gewichtung präsent waren und es bis heute sein können:

1. die „deutsch-jüdische Begegnung der Nachkriegszeit",
2. der „jüdisch-christliche Dialog" und
3. das „gemeinsame Studium der Hebräischen Bibel".[3]

Gerade in den Anfangsjahren der jüdisch-christlichen Begegnungen, die im Besonderen von Angehörigen der *ersten Dialoggeneration* getragen war, stand ein Austausch über Fragen der Bibelauslegung meist nur vordergründig im Mittelpunkt. Weitaus stärker wog in den ersten Nachkriegsjahrzehnten die Auseinandersetzung mit der Zeit des Nationalsozialismus. Das gemeinsame Bibelstudium, zu dem man einlud, lieferte gleichsam einen Vorwand, um ein Gespräch zwischen JüdInnen und ChristInnen im postnationalsozialistischen Kontext überhaupt zu ermöglichen.
Solch unterschiedliche Ebenen des Dialoggeschehens unterstreicht etwa der Londoner Rabbiner und Psychotherapeut Howard Cooper, oftmaliger Teilnehmer der Bibelwoche von Bendorf und Georgsmarienhütte:

„It works on different levels. People come thinking that they are going to study the Hebrew Bible, Jews and Christians. But in a more unconscious way there is a kind of reparation work which is much more personal and psychological, which goes on perhaps in a more informal connection" (Interview Cooper).

Für die *erste christliche Dialoggeneration*, die die Kriegszeit bewusst erlebt hatte, bildeten Schuldgefühle gegenüber jüdischen Menschen vielfach das bestimmende Moment ihres Engagements im jüdisch-christlichen Gespräch, wie Rabbiner Howard Cooper rückblickend auf seine eigene jahrzehntelange Dialogerfahrung im Rahmen der *Bibelwoche* von Bendorf weiters ausführt:

„People were just very, very grateful that Jews were prepared to come back and engage in dialogue. [...] It was still that generation who has

3 Vgl. Geschichte der Internationalen Jüdisch-Christlichen Bibelwoche (Informationsblatt für Teilnehmende, maßgeblich formuliert von Jonathan Magonet), o. J., in: Archiv Haus Ohrbeck, Jüdisch-Christliche Bibelwochen.

been through the war, Germans who fought in the war or had lived through the war. They were filled with a kind of guilt. Particularly people who were part of the Christian community felt the terrible thing that had happened and they were responsible twice: as Germans and as Christians. And they were just really grateful that people were not coming to hate them, but coming and entering to a dialogue" (Interview Cooper).

Die Katholikin Elisabeth Gülden aus Aachen, die gemeinsam mit ihrem Mann, einem Theologen, und ihrer Schwester, Helene Jacobs, mehrmals am *Christlich-Jüdischen Ferienkolleg* in Nettetal teilgenommen hatte, schildert aus christlicher Perspektive die Wahrnehmungen der *ersten Generation*. Sie berührte besonders die Offenheit des aus Berlin stammenden Rabbiners Jakob J. Petuchowski, der im Mai 1939 mit einem Kindertransport nach Schottland gerade noch der nationalsozialistischen Verfolgung entkommen konnte (vgl. Petuchowski 1992, 135), gegenüber seinen deutschen christlichen GesprächspartnerInnen. Gülden erlebte diese Begegnung als äußerst befreiende Erfahrung:

„Er war ein sehr liebenswürdiger Mensch, und er hatte auch viel Verständnis für Christentum. Er hat das gelehrt in Amerika. Er nahm uns so etwas die Beklemmung, die wir Deutschen ja gegenüber jüdischen Menschen haben, meine Generation ja bestimmt und die Generation meines Mannes, der zehn Jahre älter war, und Krieg und alles mitgemacht hatte, für den war das so was [...] so was Unerwartetes, dass er uns auch so freundlich begegnete und nicht nur als Täter sah, die wir in irgendeiner Form ja doch waren. Ich glaube, das war auch das Besondere an diesem Kolleg, dass man so etwas wie Frieden wieder spürte" (Interview Gülden).

„... so was Unerwartetes, dass er uns auch so freundlich begegnete"

Helene Jacobs, die ebenso wie ihre Schwester Elisabeth Gülden im nationalsozialistischen Deutschland aufgewachsen war und die Verfolgung jüdischer Menschen anhand des Schicksals jüdischer Mitschülerinnen in Aachen miterlebte, betont desgleichen die befreiende Erfahrung, die für sie aus dem Gespräch mit dem gleichaltrigen jüdischen Referenten Jakob J. Petuchowski erwuchs:

„Und das war so beglückend. Das war für mich immer so das Ende der ganzen Sache, da ist einer, der uns die Hand gibt. Da ist einer, der will es mit uns aufnehmen, der ist von [19]25, ich bin auch von [19]25, wir

waren also so menschlich auf einer Ebene, sodass ich deutlich spüren konnte, der hat nichts mehr gegen mich. Er war uneingeschränkt offen, uneingeschränkt bereit, auf uns Christen zuzugehen, und blieb ganz Jude. Also diese andere Seite, keiner musste von sich etwas wegtun, jeder konnte ganz er sein und wurde ganz als solcher anerkannt. Und diese Atmosphäre war so ein ganzes Stück auch Befreiung" (Interview Jacobs).

Wie der Auseinandersetzung mit der erlebten (und zum Teil mitverantworteten) NS-Vergangenheit auf christlicher Seite oftmals eine gewichtige Rolle für ein Engagement im jüdisch-christlichen Dialog zukam, so stand auf jüdischer Seite vielfach der Wunsch im Zentrum, wieder jüdisch-christliche Beziehungen aufzunehmen, um beispielsweise über das Judentum zu informieren und so alte antijüdische Klischees abbauen zu können. Das Bestreben nach einem solchen Neubeginn sieht etwa der aus Ungarn stammende emeritierte Rabbiner von Basel, Hermann Schmelzer, – selbst Überlebender der Schoah – als treibende Kraft seiner Beteiligung am Dialog an:

„Und dann stellen wir Juden oft die Frage, eben die Situation muss auch von unserer Seite geändert werden: eine Öffnung, Gesprächsbereitschaft, Gedankenaustausch. […] Meine Einstellung ist – und das habe ich in Schrift und Wort mehrmals formuliert: Wir müssen ein neues Blatt aufschlagen in den Beziehungen. Ich bin nicht einer, der ständig am Alten bleibt" (Interview Schmelzer).

Der Ballast der Vergangenheit brachte es mit sich, dass im Dialog jede Form einer möglichen Kontroverse von christlicher Seite tunlichst vermieden wurde. So war die Anfangszeit des jüdisch-christlichen Gesprächs an der Basis meist von einer unausgesprochenen Rollenverteilung der DialogpartnerInnen geprägt: Der Part der jüdischen Teilnehmenden war es zu lehren, während die mehrheitlich christliche Teilnehmendenschaft zuhörte. Diese Wahrnehmung eines asymmetrisch geprägten jüdisch-christlichen Dialogs, der sich nicht nur auf die ersten Jahre beschränkte, schildert etwa die holländische Jüdin Jacqueline Frankenhuis für die *Jüdisch-Christliche Bibelwoche* von Bendorf:

„Am Anfang war das christlich-jüdische Gespräch sehr höflich. Eine Tasse Tee? Ja, natürlich, wir haben 40 Jahre [gesagt], ‚Sie haben Recht', ‚ich habe auch Recht'. […] Es gab keine Konfrontationen. Es war höflich. So wie Rabbiner Brandt mal gesagt hat, jüdisch-christliche Zusammenarbeit meint, die Juden reden und die Christen hören zu. Das finde ich ein bisschen chargiert, aber im Grunde ist das so" (Interview Frankenhuis).

Erika Horn, 2014

Foto: Edith Petschnigg

Die Besonderheiten des jüdisch-christlichen Verhältnisses im Deutschland der Nachkriegszeit galten desgleichen für Österreich. Deutlich ablesbar wird dies etwa an der Gründung der *Österreichischen Christlich-Jüdischen Bibelwoche* in Graz. So bildete die Auseinandersetzung mit der Schoah den zentralen Anlass, eine Dialoginitiative nach Bendorfer Vorbild ins Leben zu rufen. Die NS-Vergangenheit ihrer Gründerin Erika Horn als BDM-Führerin und deren radikale Abkehr vom Nationalsozialismus noch zur Kriegszeit, die Anfang der 1980er-Jahre schließlich in der Gründung der *Grazer Bibelwoche* mündete, wurden vor den Teilnehmenden stets offengelegt. Der ehemalige steirische Landtagsdirektor Heinz Anderwald, Mitglied der Wiener Israelitischen Kultusgemeinde, zollt Erika Horn dafür höchsten Respekt:

> *„Ich habe das sehr mutig gefunden, dass sie das so getan hat und sozusagen eine Aufarbeitung ihres eigenen Lebens gebracht hat, weil die meisten Menschen nicht bereit und fähig sind, eigene Fehler einzusehen bzw., um es ein bisschen deutlicher zu sagen, dass sie einem verbrecherischen Regime gedient hat. Das kann ich nur bewundern“* (Interview Anderwald).

Für Angehörige der *ersten Dialoggeneration*, wie die Grazer Erwachsenenbildnerin Erika Horn diese paradigmatisch darstellt, war das jüdisch-christliche Gespräch vielfach biographisch motiviert. Rückblickend zog die Begründerin der *Österreichischen Christlich-jüdischen Bibelwoche* in diesem Sinne folgende Bilanz:

> *„Und können Sie sich denken, was mir diese Bibelwoche für ein Anliegen war! Es war erst da ein gewisser Abschluss, ich meine, gewiss nie ein Abschluss, dieser schmerzliche Punkt bleibt mir. Aber gut, mehr als das weitergeben konnte ich nicht. […] Es war mir so eine Freude und eine Lebenserleichterung, mit dieser Bibelwoche, dass das gelungen ist, wirklich wahr“* (Interview Horn).

Zu den Charakteristika der *ersten Dialoggeneration* gehörte die Erfahrung des Erlebens (und Überlebens) der NS-Zeit – auf TäterInnen- wie auf Opferseite.

Post hoc wird die Verarbeitung der Bezugsereignisse Zweiter Weltkrieg und Schoah ein zentrales Momentum generationeller Selbstthematisierung für diejenigen, die diese Zeit als Jugendliche oder Erwachsene miterlebt haben und sich in den Jahrzehnten nach 1945 im jüdisch-christlichen Dialog

engagierten. Zu den Charakteristika der *ersten Dialoggeneration* gehörten somit die Erfahrung des Erlebens (und Überlebens) der NS-Zeit – auf TäterInnen- wie auf Opferseite – und die Suche nach einer Verarbeitung des Erlebten im Rahmen einer jüdisch-christlichen Begegnung in den Jahren und Jahrzehnten danach.

Die zweite Dialoggeneration

Will man die spezifischen Merkmale der nachfolgenden Generation(en) im Dialog untersuchen, gilt es, transgenerationale Phänomene in den Blick zu nehmen. Die Frage nach der Transgenerationalität wird in der Generationenforschung nach der Schoah bereits seit Jahrzehnten gestellt. Wegweisend für diesen Diskurs war der 1982 erschienene Band *Generations of the Holocaust* (Bergmann/Jucovy 1982), der aus psychoanalytischer Perspektive transgenerationale Übertragungen auf die Nachkommen der Überlebenden und Täter thematisierte. Transgenerationale Übertragung bedeutet, dass unbearbeitete Erfahrungen unbewusst von einer Generation an die nächste weitergegeben werden. Für die nachfolgende Generation hat dies zur Folge, dass sie sich mit Konflikten, Schuldgefühlen oder Traumata konfrontiert sieht, die nicht die ihren sind, die ihr Leben aber wesentlich beeinflussen (vgl. Jureit 2006, 16–17).

Unbearbeitete Erfahrungen werden unbewusst von einer Generation an die nächste weitergegeben.

Der britische Rabbiner und Psychotherapeut Daniel Smith ist einer jener Dialogakteure, deren Leben stark von der Schoah überschattet und belastet war. Als Angehöriger der *zweiten Generation* waren seine Kindheit und Jugend tiefgreifend von der Geschichte seiner Eltern geprägt, die 1939 aus der Tschechoslowakei, wo sie einen großen Teil ihrer Familie zurücklassen mussten, nach Großbritannien fliehen konnten. Sein Weg, sich mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen, führte ihn zunächst zum Studium der Psychologie und Philosophie, bevor er sich dem Rabbinatsstudium am Leo-Baeck-College zuwandte. Den Besuch der *Jüdisch-Christlichen Bibelwoche* von Bendorf, an der er bereits 1970 als Student zum ersten Mal teilnahm, sieht er rückblickend als wesentlichen Teil seines persönlichen Heilungsprozesses an:

„In terms of Bendorf, the important thing was before I was born: the fact that my parents left the continent in 1939. When I was younger, I believed the most important facts in my life happened before I was born. That happened to my parents, but it gave me so much of my childhood. Now I think I have moved on; but in the first half of my life, I did have, really, to deal with that. This is one of the reasons I became a psychologist because I first went to therapy to deal with it – to analysis, to a therapist – but it was hard to go in because of what I think I inherited. I had to heal. They could not face some of the issues: it was too painful. They had to deal with it. To get to Bendorf was my own healing inside myself“ (Interview Smith).

In ähnlicher Weise erinnert sich die holländische Jüdin Jacqueline Frankenhuis an ihre erste Teilnahme an der *Jüdisch-Christlichen Bibelwoche* in Bendorf Ende der 1970er-Jahre. Als Tochter zweier Überlebender der Schoah– ihre Mutter überlebte in einem Versteck, ihr Vater das Vernichtungslager Auschwitz – stellte eine Reise nach und durch Deutschland eine große innerliche Hürde dar. Dennoch entschloss sie sich, die belastende Fahrt auf sich zu nehmen:

„Es war erst mal ganz, wie sagt man das, schwierig, weil es war in Deutschland. […] Das war meine erste Reise nach Deutschland. Ich habe gesagt, okay, ich gehe dahin, ich halte nicht an. Ich gehe über die Grenze, ich fahre durch. Ich habe mich auch mit niemandem unterhalten außer mit den Teilnehmern der Konferenz. […] Ich bin hergekommen, ich habe mich mit Leuten getroffen, ich habe geredet. Ich dachte, ja, das ist genau, was ich brauche. Ich war mittlerweile ein bisschen religiös, ging in die Synagoge“ (Interview Frankenhuis).

Jacqueline Frankenhuis war es wichtig, trotz oder gerade wegen der Bürde der Vergangenheit, als Angehörige der *zweiten Generation* einen Neuanfang zu setzen. Im Bewusstsein, dass auch auf deutscher Seite die Nachkommen der Kriegsgeneration von transgenerationalen Dynamiken betroffen waren, stellte sie sich selbst ferner die Frage nach ihrer eigenen Identität und inwiefern sich diese von der ihrer Elterngeneration unterscheiden dürfe:

„Kann ich noch denken, wie meine Eltern dachten?“

„Die Nachkriegsgeneration in Deutschland war natürlich auch geschädigt, so wie ich auch geschädigt war. So wer bin, warum bin ich da? Kann ich noch denken, wie meine Eltern dachten?“ (Interview Frankenhuis).

Für die *zweite Dialoggeneration* bedeutete die Teilnahme an jüdisch-christlichen Begegnungen in Deutschland – und Ähnliches gilt für Österreich– insofern eine Form der Heilung. Generational betrachtet leisteten diese Wochen einen entscheidenden Beitrag dazu, transgenerationale Verstrickungen zu verringern oder, zumindest so weit als möglich, aufzulösen. Darüber hinaus boten jüdisch-christliche Initiativen eine Begegnungsmöglichkeit zwischen JüdInnen und ChristInnen, die es andernorts in Deutschland und Österreich nach der Schoah nur mehr sehr selten gab. Rabbiner Howard Cooper rekapituliert, was dieses Faktum seiner Wahrnehmung nach insbesondere für Angehörige der *zweiten Generation* bedeutete:

„When I went to Germany certainly for the younger generation they never met Jews. We were the first Jews that people were meeting. To touch a Jew after the Shoa sound weird. To touch them, to kiss them that was mind-blowing. That was an important part of the dialogue, with real connections. That was an area of personal level which was very important to these weeks“ (Interview Cooper).

Für Rabbiner Howard Cooper stellte vor allem die Begegnung mit Angehörigen der *zweiten Generation* die eindrücklichste Erfahrung im Zuge der *Bendorfer Bibelwochen* dar. Er gibt Einblick in jene fast undurchdringliche Decke des Schweigens, die in der Nachkriegszeit sowohl über Deutschland als auch Österreich lag und die erst im Zuge der 68er-Bewegung erste Risse bekommen sollte. Zum Zusammentreffen mit gleichaltrigen Deutschen, die das Schweigen ihrer Eltern nicht mehr länger akzeptierten, hält er prägende Momente fest:

„And over the years, their children – the children who were angry with their parents because their parents were not talking about what happened – they began to come to these meetings. And that was a very powerful encounter, particularly for me because they were my age – the second generation, the generation who could not have been alive during the war but must be dealing with the consequences. And that meeting of my peers was extraordinary. That was a very formative part of my life. I made some very good connections and contacts. It was very powerful and emotional“ (Interview Cooper).

Die deutsche Diplomsozialarbeiterin Gertrud Brück-Gerken, Teilnehmerin der *Jüdisch-Christlichen Bibelwoche* von Bendorf und des *Christlich-Jüdischen Ferienkollegs* von Nettetal, gibt aus der Perspektive der *zweiten Generation*

auf christlicher Seite Einblick in ihr Erleben der Dialoginitiativen, das wesentlich von transgenerationalen Faktoren bestimmt war, was sich etwa in der Übertragung von Schuldgefühlen (vgl. Jureit 2006, 77) äußerte:

„Was für mich schwer war, einfach so, wenn die alten Juden erzählten, was für Schrecklichkeiten sie erlebten. Sie erzählen ja ganz zart, aber manchmal kommt dann schon so was raus. Ich fühlte mich dann schon sehr schrecklich als Deutsche oder betroffen, dieses Wort ist ja leider so kaputt gemacht worden. Dann bleibt einem wirklich die Spucke weg. […] Es war dann so, dass man dachte, man ist es nicht selbst. […] Unsere Eltern haben eher geschwiegen als mit uns darüber zu sprechen. Und dann war es so ein vorsichtiges Nähern“ (Interview Brück-Gerken).

Ein Veränderungsprozess, in dem reziprokes Lehren und Lernen zunehmend an Gewicht gewinnen

Langsam wurden durch die Teilnahme der *zweiten* und, später noch stärker, durch die Partizipation der *dritten Dialoggeneration* Veränderungsprozesse in Gang gesetzt, die das Lernen über die jeweilige andere Religion und deren Bibelauslegung mehr und mehr ins Zentrum rückten. Der Wunsch christlicher Teilnehmender, sich zunächst Wissen über das Judentum anzueignen, wurde mit der Zeit durch ein Reflektieren über Gemeinsamkeiten und Unterschiede der beiden Religionen abgelöst. Der holländische katholische Bibelwissenschaftler und Bibelwochen-Teilnehmer Jo Beckers sieht diesen Neuerungsprozess in Bezug auf ein reziprokes Lehren und Lernen zunehmend an Gewicht gewinnen:

„Und damit wird auch dieser Dialog erwachsener. Es ist nicht mehr nur die eine Richtung, wir kommen, um von Juden zu lernen, aber mit Recht auch, dass Juden fragen, was habt ihr zu bieten“ (Interview Beckers).

So bildete die Lernmöglichkeit über das Christentum für den aus Los Angeles stammenden Rabbiner Sanford Ragins eine wesentliche Komponente des jüdisch-christlichen Dialogs. Er schätzte die Möglichkeit, im Zuge der beiden Dialoginitiativen *Jüdisch-Christliche Bibelwoche* in Bendorf bzw. Georgsmarienhütte und *Christlich-Jüdische Sommeruniversität* in Berlin mit ChristInnen ins Gespräch zu kommen und durch den direkten Austausch mehr über deren Traditionen zu erfahren – eine Gelegenheit, die sich ihm andernorts oft nicht bot:

> *„I really wanted to know who these people were, what they were like, what their culture was like; and I also learned a huge amount, which was good for me, about Christianity. [...] In Los Angeles, there is a very large Jewish community; and most of my life is spent in that community; and I don't get the chance, except on some occasions, to be with people who aren't Jews and especially people who are serious Christians. So what I learned about Christianity – there are some Roman-Catholics also at the Bible week, not so many in Berlin – is that I had the chance to ask them questions about their tradition and their religion"* (Interview Ragins).

Resümierend lässt sich konstatieren: Die Weitergabe von Erfahrungen von einer Generation auf die nachfolgende bedeutet aus psychoanalytischer Sicht nie einfach nur Reproduktion. Die tradierten Erfahrungs- und Wissensbestände werden von der nachfolgenden Generation stets mit eigenen Erfahrungen und anderen Überlieferungsquellen in Beziehung gesetzt und schließlich neu formuliert (vgl. Jureit 2006, 85). In der *zweiten Dialoggeneration* nach 1945 war ein solcher Veränderungs- und Transformationsprozess in Gang gekommen. Wenngleich die Vergangenheit auch für Angehörige dieser Generation präsent blieb, entwickelte sich im Laufe der Jahre doch ein mehr und mehr gleichberechtigter Austausch zwischen jüdischen und christlichen Teilnehmenden.

Die dritte Dialoggeneration

Der jüdisch-christliche Dialog war und ist in allen Phasen seiner Existenz in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg ein dynamischer Prozess. Stand für die erste Dialoggeneration und, in veränderter Form, auch für die *zweite Generation* die Vergangenheitsbewältigung vielfach im Zentrum, so rückte diese für die *dritte Generation* immer stärker in den Hintergrund.

Vergangenheitsbewältigung rückt immer stärker in den Hintergrund.

Die Berliner evangelische Katechetin Waltraud Grabowski, selbst eine Angehörige der *zweiten Dialoggeneration*, die mehrmals an der Berliner *Christlich-Jüdischen Sommeruniversität* teilnahm, hat diesen Wandel sehr bewusst wahrgenommen. Im Rückblick auf die *Sommeruniversität* 2011 zum Thema *Zion – Symbol des Lebens in Judentum und Christentum* zieht sie folgendes Resümee:

„Es war wirklich so, dass vorher, das möchte ich schon sagen, mehr die Geschichte immer mit hineinspielte, das Bewusstsein, hier fängt etwas an, was wir eigentlich schon gar nicht mehr für möglich gehalten hatten, dass man normal mit jüdischen Menschen ins Gespräch kommen könnte, das war nicht selbstverständlich, schon gar nicht in den Anfängen. Und jetzt ist eben eine andere Generation da, auch von den Referenten her, die das jedenfalls nicht thematisiert hat“ (Interview Grabowski).

Gerade an der *Berliner Sommeruniversität*, die als universitäre Veranstaltung vor allem ein studentisches Publikum anzog, lässt sich der Wandel, der sich in der *dritten Dialoggeneration* vollzog, vermutlich besonders gut ablesen. Durch das Nachrücken der Enkelgeneration der Kriegsgeneration in das jüdisch-christliche Dialoggeschehen rückten biblische und andere thematische Aspekte immer stärker in den Vordergrund und eine Thematisierung der Schoah war kaum noch präsent. Waltraud Grabowski führt in diesem Zusammenhang ihre Beobachtungen weiter aus:

„Und jetzt die letzte Sommeruniversität, die ich mitgemacht habe, die zeigte dann einen wirklich ganz starken Wandel, auch von den Teilnehmenden her, denn da ging es dann wirklich jetzt mal überhaupt nicht mehr um die Frage, welche zentrale Stellung der Holocaust hatte bei der ganzen Sache, sondern wirklich um die Beschäftigung – es ging um Zion, die Tochter Zion – mit dem, was da aus der Hebräischen Bibel zu uns rüber kommt, was auch archäologisch zum Beispiel wichtig ist, das war etwas völlig Neues“ (Interview Grabowski).

Die Mehrheit der im jüdisch-christlichen Gespräch Engagierten gehörte, zumindest bis in das beginnende 21. Jahrhundert, der *ersten* und *zweiten Generation* an. VertreterInnen der *dritten Generation* stießen sowohl von jüdischer als auch von christlicher Seite, meist motiviert durch ihr Theologie- oder Rabbinatsstudium, nach und nach dazu. Die britische Jüdin Yudit Collard Treml, mehrfache Teilnehmerin zunächst der Bibelwoche von Bendorf in ihren letzten Jahren und anschließend in Georgsmarienhütte, ist eine von ihnen. Sie ist Absolventin eines Studiums der christlichen Theologie und eines Masterstudiums in Jewish-Christian Relations. Ein wesentliches Motiv für ihre Teilnahme am Dialog ist für sie das Lernen von ChristInnen, um zu erfahren, wie sie ihre Religion leben. In den ersten Jahren ihrer Teilnahme in Bendorf fand sie teilweise wenig Verständnis für ihr Interesse am Christentum; eine diesbezügliche Veränderung wurde für sie erst mit der verstärkten Anwesenheit von Angehörigen der *dritten Generation* spürbar:

„And when we went from Bendorf to Osnabrück there was a lot more younger people. [...] And every year there are more and more. We have got a tradition: Every Sunday afternoon at the end of the Bible week we have a photograph of the young generation. We just get backside and have this photo. The first was in 2008, the last one in 2011 where I was in. There was about 14 of us. It is tradition every year. We just get more and more. And that makes it much easier because there I have never had to explain to them why I am there. They accept that I am there“ (Interview Collard Treml).

Wenngleich an der *Berliner Sommeruniversität* und der *Jüdisch-Christlichen Bibelwoche* von Georgsmarienhütte Angehörige der jüngeren Generationen verstärkt teilnehmen, lässt sich ab den 1990er-Jahren insgesamt jedoch eine Tendenz zur Überalterung jüdisch-christlicher Dialoginitiativen erheben, wie sich an den meisten Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit in Deutschland ablesen lässt (vgl. Schaller 2004, 48). So war beispielsweise mit ein Grund für das Zu-Ende-Gehen der *Österreichischen Christlich-Jüdischen Bibelwoche* im Jahr 2007 der demographisch bedingte Rückgang von Teilnehmenden der Kriegsgeneration und ein Fernbleiben der jüngeren Generationen. DialogakteurInnen, nicht zuletzt Angehörige der *dritten Generation*, bringen daher häufig den Wunsch zum Ausdruck, dass der Dialog durch die Teilnahme jüngerer Menschen zukunftsfähig bleibt. Einer von ihnen ist der katholische Theologe Michael Hölscher, selbst ein Vertreter der *dritten Dialoggeneration*. Er hebt das Potenzial hervor, das die Teilnahme am interreligiösen Dialog jungen Menschen bietet:

„Ich glaube, das Nachwuchsproblem ist etwas da. Das wäre schon wichtig, dass einfach neue Leute dazukommen, die das fortführen, weil man nicht nur so viel über die anderen, sondern auch so viel über sich lernt. Und dass es auch integraler Bestandteil des Studiums auch wird, des Theologiestudiums, weil das so einen Lerneffekt hat, dass man das wirklich als Lernfeld nutzt. Allein diese Kontakte, die dadurch entstehen, das geht ja wirklich in die ganze Welt, durch die verschiedenen Religionen, das ist wirklich ein tolles Netzwerk, das ich vielen wünschen würde“ (Interview Hölscher).

Mit einem immer größeren zeitlichen Abstand zur Schoah entwickelte sich langsam ein neues Dialogbewusstsein: Die nachrückende Generation brachte ihre eigenen Themen ein, hatte andere Motive für ihre Teilnahme. Auch unter Angehörigen der *zweiten Generation*, für die die Verarbeitung der Vergangenheit zunächst sehr bedeutsam gewesen war, machte sich

ein neuer Zeitgeist bemerkbar. So schildert Rabbiner Daniel Smith, dass ab dem Zeitpunkt, an dem die deutsch-jüdische Annäherung in den Hintergrund trat, der Bibeltext und Ansätze jüdischer und christlicher Bibelauslegung zunehmend wichtiger wurden:

> *„Later on, I think [...] the Bible became more and more important. [...] We were able to look at the text more than at each other. That means that we could be interested in how Christians could approach the same story as the Jews. We would look at different ways of approaching the Bible and that became perhaps the center of our meeting, more than Jews and Germans. That became less important. I remember that the recent Bible weeks had been really Bible weeks“* (Interview Smith).

Der Bibeltext und Ansätze jüdischer und christlicher Bibelauslegung wurden zunehmend wichtiger.

Die zunehmende Fokussierung auf Bibel und Bibelauslegung sowie einen Zugewinn an Reziprozität beschreiben viele AkteurInnen des Dialogs mit dem Bild der „Begegnung auf Augenhöhe“, wie etwa die katholische Theologin und oftmalige Bibelwochen-Teilnehmerin Eva-Martina Kindl (vgl. Interview Kindl). Kennzeichen dieser Dialogphase, die mit dem Auftreten der *dritten Generation* korreliert, sind ein Rückgang der Schuld- und Trauma-Problematik sowie eine Zunahme von Begegnungen, die mehr und mehr auf gleicher Ebene stattfinden.

Arbeitsgruppe im Rahmen der Internationalen Jüdisch-Christlichen Bibelwoche *von Georgsmarienhütte, 2014*

Foto: Edith Petschnigg

Die vierte Dialoggeneration

Wenn bereits die *dritte Generation* im Dialoggeschehen unterrepräsentiert ist, erhebt sich die Frage, inwiefern die *vierte Generation* am jüdisch-christlichen Gespräch teilnimmt. Wie lässt sich der jüdisch-christliche Dialog folglich in die Zukunft führen?

Wie lässt sich der jüdisch-christliche Dialog in die Zukunft führen?

Vielfach äußerten etwa ehemalige Teilnehmende der *Grazer Bibelwoche* den Wunsch nach einer Wiederaufnahme dieses Formats. Um den Dialog in die Zukunft führen zu können und die Lücke, die nach Beendigung der *Österreichischen Christlich-Jüdischen Bibelwoche* entstanden war, zu schließen, entschlossen sich Irmtraud Fischer, Universität Graz, Gerhard Langer, Universität Wien, und die Verfasserin dieses Artikels, basierend auf den Forschungsergebnissen des eingangs genannten FWF-Projektes, diese langjährige Dialogtradition wiederzubeleben (vgl. Fischer/Langer/Petschnigg 2017, 67–71).

Eine neu ins Leben gerufene Dialoginitiative führt nun seit 2017 die Vorgängerinitiative aktualisiert fort und bezieht den Islam als dritte Buchreligion mit ein, da ein interreligiöses Gespräch ohne Trialog der abrahamitischen Religionen im Europa des 21. Jahrhunderts kaum mehr denkbar ist. Unter dem Titel *Religiöse Diskurse in westlichen Demokratien – Initiative christlich-jüdische Bibelwoche im Gespräch mit dem Islam* lädt das Format im Zwei-Jahres-Rhythmus alle am Dialog Interessierten, insbesondere Studierende und LehrerInnen, in das diözesane Bildungshaus Schloss Seggau bei Leibnitz zu einer Sommertagung ein, die sich jeweils einem theologisch relevanten und aktuellen Thema widmet, das aus den Perspektiven von Judentum, Christentum und Islam beleuchtet wird.

Die erste *Christlich-jüdische Studienwoche* fand im August 2017 zum Thema *Frieden und Konflikt* statt und stieß mit rund 70 Teilnehmenden auf breites Interesse. Der rege Zuspruch, den das Pilotprojekt fand, veranlasste das Leitungsteam zu einer Fortsetzung im Juli 2019, dieses Mal zum Thema *Die Rolle des Geschlechts in den drei monotheistischen Religionen*. Rund 90 Teilnehmende, inklusive ReferentInnen, vor allem aus Österreich und Deutschland, darunter mehr als 20 Studierende aus Graz, Wien, Tübingen, Halle/Saale und Kassel, wohnten der Veranstaltung durchgehend oder tageweise bei und trugen durch ihre Fragen und Beiträge zu einer lebendi-

gen, vielfältigen Diskussionskultur bei. Damit konnte ein neues Veranstaltungsformat etabliert werden, dessen Ziel es ist, den interreligiösen Dialog in die *vierte Generation* weiterzutragen.

Trialog der abrahamitischen Religionen

Es ist daher ein besonderes Anliegen der InitiatorInnen, jungen Menschen die Teilnahme zu ermöglichen, indem Stipendien an in- und ausländische Studierende vergeben werden. Dies führte sowohl 2017 als auch 2019 dazu, dass eine internationale Gruppe am Dialog interessierter Studierender erste Erfahrungen in diesem Gebiet sammeln konnte. Besonders an der Studienwoche 2019, an der auch über den Kreis der StipendiatInnen hinaus junge TheologInnen teilnahmen, wurde der Transfer des Dialogengagements in die *dritte* und *vierte Generation* sichtbar.

Christlich-jüdische Studienwoche im Gespräch mit dem Islam *2019*
Foto: Irmtraud Fischer

Um Einblick in die Beweggründe zur Teilnahme, die Erwartungshorizonte und Eindrücke zur Dialogveranstaltung zu erhalten, wurden die Teilnehmenden der *Christlich-jüdischen Studienwoche* 2019 mittels anonymer qualitativer Fragebögen um ihre Rückmeldungen gebeten. 29 Fragebögen wurde an die Verfasserin retourniert, davon stammten 13 von Teilnehmenden der Altersgruppe der unter 29-Jährigen, die ich der *vierten Generation* zuordnen möchte. Die restlichen Fragebögen verteilten sich auf Angehörige der *zweiten* und *dritten Generation*.[4] Im Folgenden möchte ich auf die Rückmeldungen aus der *vierten Generation* Bezug nehmen, um die Sicht-

4 Die Feedback-Fragebögen wurden am Institut für Alttestamentliche Bibelwissenschaft der Universität Graz archiviert. Bei Interesse kann ein Termin zur Einsichtnahme vereinbart werden. Selbiges gilt für die Oral-History-Interviews der Verfasserin.

weisen dieser Gruppe, die bisher in der Forschung zum interreligiösen Dialog kaum Beachtung fanden, exemplarisch erschließen zu können.
Zunächst sei der Frage nachgegangen, welche Motive Studierende dazu bewogen, an der Studienwoche teilzunehmen. Hierbei zeigen sich im Wesentlichen zwei Motivstränge: Zum einen war für die *vierte Dialoggeneration* auschlaggebend, an einer interreligiösen Dialogveranstaltung teilnehmen zu können, und zum anderen spielte das gewählte Thema – Geschlechterrollen in den Religionen – eine wesentliche Rolle, wobei beide Bereiche sowohl einzeln als auch gemeinsam motivgebend sein konnten. Die Möglichkeit zur Anrechenbarkeit der Studienwoche als Lehrveranstaltung trug des Weiteren zur Attraktivität des Formats bei. Exemplarisch mögen folgende Rückmeldungen dreier Teilnehmender die Beweggründe dieser Gruppe erhellen:

„Ein stark ausgeprägtes Interesse an der Thematik. Zudem reizte mich der interreligiöse Dialog, den ich als wertvolle Inspirationsquelle einschätze. […] Die Notwendigkeit des Dialogs ist für mich zentral“ (26 Jahre, männlich).

*„Suche nach progressiver Theologie | Kontaktaufnahme mit wissenschaftlich-feministischen Denker*innen | Vernetzung mit Studierenden, Dozierenden u. a. | das Thema Geschlecht | das interreligiöse Format“* (23 Jahre, divers)

„Interesse am interreligiösen Dialog, am Thema Gender | Spannende Referentinnen und Referenten | Ansprechender Ort der Veranstaltung | Nähe zum Studien- und Arbeitsort“ (27 Jahre, weiblich).

Letztgenannte Teilnehmerin hob darüber hinaus resümierend hervor, dass sie im Zuge der Dialogwoche besonders die Präsenz vieler VertreterInnen ihrer eignen Altersgruppe schätzte:

„Ich fand es großartig, dass so viele Studierende teilgenommen haben und diese dafür auch Förderungen/Stipendien bekamen. Finde es großartig, wenn Studierende bereits bei solchen Veranstaltungen dabei sein können“ (27 Jahre, weiblich).

In Bezug auf die Lernerträge, welche die Studienwoche für die Angehörigen der *vierten Generation* brachte, wurde vor allem ein Lernen über Judentum und Islam, ferner auch über Hinduismus, der in einem Vortrag thematisiert wurde, herausgestrichen. Dieses Resultat mag darin begründet liegen, dass

der größte Teil der Teilnehmenden christlichen Konfessionen angehörte, zudem viele ein Theologie- oder Religionspädagogikstudium absolvieren und daher christliche Zugänge als weitgehend bekannt vorausgesetzt werden können. Auch hier sollen drei Zitate hinsichtlich einer Wissenserweiterung durch die Studienwoche exemplarisch Aufschluss geben:

„Ja, vor allem über die islamische & jüdische Religion, die für mich noch sehr komplex erscheinen. Die Strukturen der Religionen sind mir durch die Vorträge klarer geworden“ (21 Jahre, weiblich).

„Ich muss zugeben, dass ich in dieser Woche herausgefunden habe, dass ich doch nicht so viel über andere Religionen wusste, wie ich angenommen hatte. Ich habe sehr viele neue Eindrücke gewonnen“ (20 Jahre, weiblich).

„Qur'an-Rezeption der Gen und Schöpfungserzählung im Qur'an → (nicht-)misogyne Auslegungstradition | Androgynität im Hinduismus | Homosexualität im Islam | Kippah + Scheitel-Tradition im Judentum“ (27 Jahre, weiblich).

Auch von Seiten der jüngsten Dialoggeneration wurde der Wunsch nach einer Fortsetzung des interreligiösen Gesprächs mehrfach geäußert. Folgendes Zitat möge Einblick geben:

„Dass es mehr solcher Veranstaltungen gibt, damit die Religionen in einen respektvollen und informativen Austausch kommen können“ (21 Jahre, weiblich).

Dass die Begegnung mit Formaten des interreligiösen Gesprächs bei Studierenden nachhaltig wirkt, zeigt etwa auch der Wunsch nach einer verstärkten Fortführung des Dialogs im universitären Alltagsbetrieb.
Resümierend lässt sich daher feststellen, dass interreligiöse Dialogangebote bei theologisch interessierten Angehörigen der *vierten Generation* durchaus auf Resonanz stoßen. Das jeweilige Tagungsthema scheint für diese Altersgruppe zudem von größerer Relevanz zu sein als für ältere Dialoggenerationen, die oftmals ein Stammpublikum bildeten, das regelmäßig an bestimmten Veranstaltungsformaten teilnahm. Signifikant ist darüber hinaus, dass kein einziger der retournierten Fragebögen auf die geschichtliche Komponente, die für die *erste* und *zweite Generation* in der Anfangszeit des Dialogs nach 1945 so relevant war, Bezug nimmt. Dies ist übrigens auch für die im Zuge der *Christlich-jüdischen Studienwoche* ausgefüllten Frage-

bögen der *zweiten* und *dritten Generation* der Fall. Der Austausch über inhaltliche Fragen und ein Lernen über zentrale Spezifika der einzelnen Religionen steht nun eindeutig im Vordergrund.

Rückblick und Ausblick

Generationen im jüdisch-christlichen Gespräch lassen sich als lebensgeschichtliche Erfahrungsgemeinschaften charakterisieren, deren jeweilige gemeinsamen Erfahrungsfelder prägend für ihre Motivation und ihr Engagement im Dialog waren bzw. es nach wie vor sind. Dabei spielen transgenerationale Übertragungen von der *ersten*, der Kriegsgeneration auf die nachfolgenden Generationen, insbesondere die *zweite Generation*, eine wesentliche Rolle. Dass nachkommende Generationen die tradierten Erfahrungen transformieren und sich damit ein intellektueller Wandel vollzieht, wird aus den Schilderungen von DialogakteurInnen der *zweiten*, *dritten* und *vierten Generation* deutlich. So nahm die Bedeutung von Bibelauslegung und inhaltlichem Austausch gegenüber der in der Anfangszeit dominierenden Vergangenheitsbewältigung beständig zu, und, damit einhergehend, entwickelte sich immer mehr ein Dialog auf Augenhöhe.

Der jüdisch-christliche Dialog, erweitert um den Dialog mit dem Islam, ist heute von ebenso großer Relevanz wie in seinen Anfängen.

Theologisch wie gesellschaftspolitisch ist der jüdisch-christliche Dialog, erweitert um den Dialog mit dem Islam, heute von ebenso großer Relevanz wie in seinen Anfängen nach 1945. Auch im Europa des 21. Jahrhunderts schwelt Antisemitismus immer wieder auf, gegenwärtig oftmals in Form eines Antizionismus und Anti-Israelismus, im rechtsextremen und rechtspopulistischen Lager, in radikal linken Gruppierungen und in islamistischen Milieus (vgl. Embacher/Edtmaier/Preitschopf 2019). Um den Dialog in der Gegenwart breiter zu verankern und in die nächste Generation zu führen, braucht es daher zweifelsohne – wie es eine Teilnehmerin der *Seggauer Christlich-jüdischen Studienwoche*, eine Vertreterin der *zweiten Generation*, als Zukunftswunsch zum Ausdruck brachte – „mehr dieser Veranstaltungen und Begegnungen in gegenseitiger Wertschätzung und Augenhöhe“.

Literatur

Bergmann, Martin S. / Jucovy, Milton E. (Hg.) (1982), Generations of the Holocaust, New York: Basic Books. Deutsche Übersetzung: Bergmann, Martin S. / Jucovy, Milton E. / Kestenberg, Judith S. (Hg.) (1995), Kinder der Opfer. Kinder der Täter. Psychoanalyse und Holocaust, Frankfurt a. M.: S. Fischer Verlag.

Bloch, Marc (2002), Apologie der Geschichtswissenschaft oder der Beruf des Historikers. Nach der von Étienne Bloch edierten französischen Ausgabe, herausgegeben von Peter Schöttler, Stuttgart: Klett-Cotta.

Embacher, Helga / Edtmaier, Bernadette / Preitschopf Alexandra (2019), Antisemitismus in Europa. Fallbeispiele eines globalen Phänomens im 21. Jahrhundert, Wien/Köln/Weimar: Böhlau.

Fischer, Irmtraud / Langer, Gerhard / Petschnigg, Edith (2017), Eine neue Dialoginitiative für 2017: Ein Revival der „Österreichischen Christlich-Jüdischen Bibelwoche", in: Petschnigg, Edith / Fischer, Irmtraud / Langer, Gerhard (Hg.), Hat der jüdisch-christliche Dialog Zukunft? Gegenwärtige Aspekte und zukünftige Perspektiven in Mitteleuropa, Göttingen: V & R unipress (Poetik, Exegese und Narrative 9), 67-71.

Herbert, Ulrich (2003), Generationenfolge in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts, in: Reulecke, Jürgen (Hg.) unter Mitarbeit von Elisabeth Müller-Luckner, Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert, München: Oldenbourg Verlag (Schriften des Historischen Kollegs. Kolloquien 58), 95–114.

Jureit, Ulrike (2006), Generationenforschung, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (Grundkurs Neue Geschichte).

Koeppler, Daniela (2010), Zelte der Begegnung. Geschichte und theologische Bedeutung der „Ständigen Konferenz von Juden, Christen und Muslimen in Europa" und der „Internationalen Jüdisch-Christlichen Bibelwoche", Frankfurt a. M.: Lembeck.

Le Goff, Jacques (2002), Vorwort, in: Bloch, Marc, Apologie der Geschichtswissenschaft oder der Beruf des Historikers. Nach der von Étienne Bloch edierten französischen Ausgabe, herausgegeben von Peter Schöttler, Stuttgart: Klett-Cotta, IX–XLIV.

Lüscher, Kurt (2005), Ambivalenz – eine Annäherung an das Problem der Generationen. Die Aktualität der Generationenfrage, in: Jureit, Ulrike / Wildt, Michael (Hg.), Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs, Hamburg: Hamburger Edition, 53-78.

Petschnigg, Edith (2017), „Wir müssen ein neues Blatt aufschlagen." Aspekte des „jüdisch-christlichen" Dialogs an der Basis nach 1945", in: Lindner, Doris / Stadnik, Elena (Hg.), Professionalisierung durch Forschung. Forschungsband 2016, Wien: Lit (Schriften der Kirchlichen Pädagogischen Hochschule Wien/Krems 14), 289–298.

Petschnigg, Edith (2018), Biblische Freundschaft. Jüdisch-christliche Basisinitiativen in Deutschland und Österreich nach 1945, Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt (Studien zu Kirche und Israel. Neue Folge 12).

Petuchowski, Jakob J. (1992), Mein Judesein. Wege und Erfahrungen eines deutschen Rabbiners, Freiburg i. Br.: Herder.

Reck, Norbert (2018), Theologie und Christsein nach der Schoa. Wie umgehen mit dem christlichen Erbe der Mittäterschaft?, in: Himmelbauer, Markus u. a. (Hg.), Erneuerung

der Kirchen. Perspektiven aus dem christlich-jüdischen Dialog, Freiburg i. Br.: Herder (QD 290), 66–92.

Schaller, Berndt (2004), Die Zukunft des christlich-jüdischen Gesprächs und der christlich-jüdischen Zusammenarbeit – aus evangelischer Sicht, epd-Dokumentation 12, 46–51.

Scholem, Gershom (1964), Wider den Mythos vom deutsch-jüdischen Gespräch, in: Schlösser, Manfred (Hg.), Auf gespaltenem Pfad. Zum neunzigsten Geburtstag von Margarete Susman, Darmstadt: Erato-Presse, 229–232.

Schöttler, Peter (2002), Editorische Notiz, in: Bloch, Marc, Apologie der Geschichtswissenschaft oder der Beruf des Historikers. Nach der von Étienne Bloch edierten französischen Ausgabe, herausgegeben von Peter Schöttler, Stuttgart: Klett-Cotta, VII–VIII.

Schulz, Andreas / Grebner, Gundula (2003), Generation und Geschichte. Zur Renaissance eines umstrittenen Konzepts, in: dies. (Hg.), Generationswechsel und historischer Wandel, München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH (Historische Zeitschrift. Beihefte [Neue Folge] 36), 1–23.

Weigel, Sigrid (2003), Generation, Genealogie, Geschlecht. Zur Geschichte des Generationenkonzepts und seiner wissenschaftlichen Konzeptionalisierung seit Ende des 18. Jahrhunderts, in: Musner, Lutz / Wunberg, Gotthart (Hg.), Kulturwissenschaften. Forschung – Praxis – Positionen, Freiburg i. Br.: Rombach (Rombach Wissenschaften – Edition Parabasen 1), 177–208.

Schriftliche und mündliche Quellen

Haus Ohrbeck, Georgsmarienhütte

Jüdisch-Christliche Bibelwochen: Geschichte der Internationalen Jüdisch-Christlichen Bibelwoche (Informationsblatt für Teilnehmende), o. J.

Institut für Alttestamentliche Bibelwissenschaft, Karl-Franzens-Universität Graz

Feedback-Fragebögen zur *Christlich-jüdischen Studienwoche im Gespräch mit dem Islam*, Schloss Seggau, 22.–25.7.2019.

Oral-History-Interviews mit Landtagsdirektor a. D. Hofrat Dr. Heinz Anderwald, Graz, 25.2.2013; Drs. Jo Beckers, Georgsmarienhütte, 1.8.2013; Dipl. Soz. Arb. Gertrud Brück-Gerken, Köln, 10.4.2013, Yudit Collard Treml BA MA, London, 6.2.2013; Rabbiner Howard Cooper, London, 5.2.2013; Jacqueline Frankenhuis, Georgsmarienhütte, 29.7.2013; Waltraud Grabowski, Berlin, 5.9.2013; Elisabeth Gülden, Aachen, 11.4.2013; Dipl.-Theol. Michael Hölscher, Graz, 25.3.2013; Prof. Dr. Erika Horn, Graz, 28.9.2010; Helene Jacobs, Aachen, 11.4.2013; Dipl.-Theol. Eva-Martina Kindl, Georgsmarienhütte, 3.8.2013; Rabbiner Dr. Sanford Ragins, Los Angeles, 13.6.2013 (Skype); apl. Prof. Dr. Ursula Rudnick, Georgsmarienhütte, 30.7.2013; Rabbiner Dr. Hermann I. Schmelzer, St. Gallen, 22.10.2013; Rabbiner Daniel Smith, London, 20.3.2013 (Skype).